



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

**Studien zur Geschichte der französischen Romantik :
Lamartine.**

1850

Studien zur Geschichte der französischen Romantik.

Lamartine.

Nach langem Schweigen ist Lamartine wieder öffentlich aufgetreten, und zwar, wie seine ganze Bildung es vermuthen ließ, mit einem Bonmot. Herr Thiers ist mit dem vollsten Cynismus des gesunden Menschenverstandes gegen die Romantik der Februarrevolution zu Felde gezogen, und Herr von Lamartine hat sich in jener Attitude, die er in den Februartagen einstudirt, erhoben, und die Worte gesprochen: „Die schönen Geister machen Epigramme, die Völker machen Revolutionen!“ Dieses Bonmot ist von der Linken mit großer Begeisterung beklatscht worden, sie hat sich erhoben, und der Republik ein dreimaliges Lebehoch gebracht, und Herr von Girardin, dessen biegsamer Geist sich jetzt in socialistischem Enthusiasmus bewegt, erklärt den alten Liebling seiner Delphine auf's Neue für den größten Mann Frankreichs.

Wir, die wir dieses Urtheil nicht unterschreiben, finden in dem berühmten Dichter wenigstens eines der sprechendsten Bilder für den Charakter des modernen Frankreich: eine seltene Harmonie in seinen staatsmännischen, seinen poetischen und socialen Werken; freilich nicht die Einheit eines gediegenen sittlichen Charakters, sondern eines routinirten Schauspielers.

Wir lassen unserm Endurtheil eine objective Geschichte seiner Empfindungen, seiner Thaten und Schicksale vorausgehen, eine Geschichte, in der wir um so besser zu Hause sind, da selten ein Mann sein eigenes Leben in so viel Selbstbespiegelungen angeschaut hat. Wir beginnen mit seiner Jugend.

Alfons de Lamartine wurde auf dem Schlosse Milly, in der Grafschaft Burgund am 21. October 1790 geboren. Sein Großvater war ein alter Edelmann, der lange Zeit in den Armeen Ludwig's XIV. und XV. gedient, das Ludwigkreuz in der Schlacht bei Fontenoy erhalten hatte, und dann mit dem Grade eines Kapitäns auf seine Güter zurückgekehrt war. Die Gewohnheiten des Hoflebens, ein nicht unbedeutendes Erbe und eine reiche Heirath ließen ihn als großen Herrn in der Provinz leben. Von seinen 6 Kindern sollte nach den Ideen der Zeit der älteste Sohn das ganze Erbtheil der Familie ungeschmälert erhalten,

der zweite wurde wider seinen Willen zum Geistlichen bestimmt, zwei Töchter in's Kloster gesteckt, die dritte als Kanonissin in einem Fräuleinstift untergebracht. Der jüngste Sohn — Lamartine's Vater — trat mit dem 6. Jahr in dasselbe Regiment ein, in welchem vor ihm sein Vater gedient hatte. Seine Bestimmung war, ehelos zu bleiben, in der bescheidenen Stellung eines Kapitäns alt zu werden, von Zeit zu Zeit auf Urlaub in das väterliche Haus zu kommen, im Lauf der Jahre das Ludwigkreuz zu gewinnen, das höchste Ziel für den Ehrgeiz eines Landedelmanns; im höhern Alter mit einer kleinen Pension auf einem der Güter seines ältesten Bruders wohnen, den Garten in Ordnung halten, mit dem Pfarrer auf die Jagd gehn, die Pferde dressiren, die Kinder unterhalten, mit den Nachbarn Trietrac spielen, gegen alle Welt dienstfertig sein, von allen als gutes altes Hausmöbel behandelt zu werden, bis ihn endlich Altersschwäche ganz an die Wände seiner Dachkammer bannte, an welchen sein alter Degen hing, und man sich eines Tages sagte: der Chevalier ist gestorben.

Die Sache kam anders. Eine Körperschwäche des älteren Bruders brachte die Familie auf die Idee, den Chevalier zu verheirathen. Ein unerhörter Fall, dem man sich erst nach langem Sträuben fügte, um doch das Haus nicht aussterben zu lassen.

In einem Fräuleinstift zu Salles, einem Dorf in der Nähe von Mâcon, lebte damals ein schönes 16jähriges Mädchen, Alix des Roys, die Tochter eines Intendanten des Hauses Orleans, gemeinschaftlich mit der Schwester des Chevaliers. Diese Stifter waren ziemlich die einzige Gelegenheit, in jenen Tagen verhärteter Convenienz, eine Heirath aus Neigung zu schließen. Sie bestanden aus einer Reihe kleiner Häuschen, nach einem gemeinsamen Plan malerisch um die Kapelle des Kapitels gruppiert, die in der Regel in einer angenehmen Gegend lag. Jedes Fräulein hatte, sobald es mündig war, seinen eignen Haushalt. Sie blieben nur während der schönen Jahreszeit in ihrem Kloster, im Winter kehrten sie zu ihren Familien zurück, um die Honneurs des Hauses zu machen. Ihr Dienst war nicht strenge; sie mußten zweimal des Tages in der Messe singen, und auch damit wurde es nicht genau genommen. Jede Kanonissin durfte ihren Bruder empfangen, und ihn ihren Freundinnen vorstellen. Daraus entspannen sich zarte und romantische Verhältnisse. Eins von diesen führte die Eltern Lamartine's zusammen.

Alix des Roys war zu St. Cloud geboren, und mit Louis Philipp zusammen erzogen, dessen zweite Gouvernante ihre Mutter war. Sie hatte schon als Kind Gelegenheit gehabt, die großen Geister der damaligen Zeit in der Nähe zu betrachten. Voltaire, d'Alembert, Laclos (Verfasser der *Liaisons dangereuses*), Frau von Genlis, Buffon, Gibbon, Necker standen in ununterbrochenem engem Verkehr mit ihrer Mutter; am höchsten aber in den Familien-Erinnerungen stand J. J. Rousseau, der Logiker zärtlich empfindender Seelen.

In den Eltern Lamartine's lag also ein scharfer Contrast. Die Mutter hatte, was damals an Geist und Seele irgend aufgewandt werden durfte. Der Vater, um 20 Jahre älter, war ganz Soldat; während seines Aufenthalts in der Provinz war die Jagd seine einzige Beschäftigung; in der Garnison der Dienst. Sein Regiment war ihm wie eine Familie, sein Stand sein höchster Ehrgeiz; militärisches Ehrgefühl und schrankenlose Loyalität sein Cultus.

Die Heirath fällt in die Zeiten der constituirenden Versammlung. Der Chevalier trat nicht aus dem Dienst, er sah in der Revolution vorläufig nichts anderes, als eine Gelegenheit, unter Umständen für den König einzutreten und gegen die Unordnung zu kämpfen. Uebrigens war seine Familie liberal, wie es damals der Adel war; der alte Herr sammt seinen Söhnen war in der Voltaire'schen Philosophie aufgewachsen, und voll von dem Ruhm Lafayette's, mit welchem der zweite Sohn, der Abbé von Lamartine, gemeinschaftlich erzogen war, voll von den Bildern der amerikanischen Freiheit und der Idee der Menschenrechte. Diese Neigung kühlte sich freilich mit der demokratischen Wendung des Jahres 91 ab, dennoch nahm an der Emigration keiner aus der Familie Antheil, der Chevalier gab nur seine Entlassung, und trat, um den König zu retten, in den Tagen des 10. August unter die „Dolchritter.“ Im Kampf des 10. August wurde er gefangen genommen, durch einen alten Gärtner gerettet, und zog sich ganz in die ländliche Einsamkeit des Schlosses Milly zurück.

Die Ruhe des Hauses blieb nicht lange ungestört. Die Jagd auf die Aristokraten begann auch in der Grafschaft, und in einer Nacht wurde die ganze Familie aufgehoben und in das Gefängniß von Autun geführt. Nur Lamartine's Eltern wurden in Mâcon eingekerkert, und Lamartine erzählt uns in seinen „Confidences“ eine Reihe eben so anmuthiger als rührender Geschichten, wie Liebe die beiden Gatten zusammenführte. Frau von Lamartine correspondirte mit ihrem Gemahl durch Pfeile, die sie in sein Fenster schoß, und der Chevalier ließ sich in einer Nacht mittelst eines Seils über die Straße aus einem Fenster in das andre ziehen, um seine Gattin zu besuchen. Nicht immer benahmen sich die Blauröcke barbarisch. Als die Mutter einmal mit Zittern zusah, wie ein Jacobiner den kleinen Alphons auf seinen Armen schaukelte, sagte dieser: „Fürchte nichts, Bürgerin! wir Republikaner haben auch Kinder. Dein Knabe ist hübsch genug für ein Aristokratenkind; erziehe ihn für's Vaterland und mache einen Bürger daraus.“

Der 9. Thermidor öffnete die Gefängnisse. Bald darauf starb der Großvater, seine Güter wurden vertheilt, und der Chevalier blieb mit seiner Familie und dem mäßigen Einkommen von 3000 Livres auf dem Schlosse Milly. Er saß Abends am Kamin und las seiner Frau und den Kindern — auf Alfons folgten mehrere Töchter — aus Tasso's befreitem Jerusalem vor, in der Uebersetzung von Lebrun. Lamartine erzählt uns, daß er noch im spätern Alter jenes Buch be-

wahrt, hin und wieder eine Seite aufgeschlagen und sie mit heiligen Thränen der Pietät benetzt habe. Im Sommer trieb der Knabe mit den andern Dorffindern die Schafe und Ziegen auf die Weide, und briet am Ufer eines Bachs geplünderte Kartoffeln und Maronen. Indem er diese allerliebsten Idyllen erzählt, kann er nicht unterlassen, in Beziehung auf den Bach folgende charakteristische Bemerkung zu machen. „Das Wasser ist das Element der Trauer. *Super flumina Babylonis sedimus et flevimus*. Warum? Weil das Wasser mit der ganzen Welt weint. So klein wir waren, wir wurden von dem Rauschen des Baches gerührt!“ Das ist wohl mehr „Dichtung“ als Wahrheit, aber es ist schon ganz der anticipirte Lamartine der Revolution, der mitten im Feuer der Barrikaden sich selber in Thränen spricht, um dem Publikum durch Gefühl zu imponiren, wenn dieses Gefühl auch nicht im mindesten zur Sache gehört.

„Ich war damals, erzählt Lamartine, eins der schönsten Kinder, das jemals mit seinen nackten Füßen den Steinboden unserer Berge betreten hat, in einem Lande, wo doch die Race so gesund und so schön ist. Dunkelblaue Augen, wie die meiner Mutter, reine und fast römische Formen, gemildert durch einen etwas nachdenklichen Ausdruck; das Gesicht von einem blendenden Strahl innerer Freudigkeit verklärt; sehr feine und geschmeidige kastanienbraune Haare mit Goldglanz, die in reichen Locken auf meinen gebräunten Hals herabwogten; hoher Wuchs; behende, gelenke und graciöse Bewegungen; eine fast zu große Zartheit des Hautgewebes, durch welche die Gewalt der Herzensbewegungen in Röthe und Blässe sich Bahn brach, kurz, das Conterfei meiner Mutter (die er eben als das vollkommenste Ideal menschlicher Schönheit dargestellt hat). Glückliche Formen, ein glückliches Herz, ein glücklicher Charakter — ich hatte der Natur nichts vorzuwerfen.“ Der Junge muß beständig einen Handspiegel in der Tasche mit sich herumgeführt haben.

Dieser physischen Vollkommenheit entsprach die moralische. „Meine Mutter verlangte nichts weiter von mir, als gut und wahr zu sein. Das machte mir keine Mühe. Meine Seele, die nur Güte athmete, konnte nichts anders hervorbringen. Ich hatte nie zu kämpfen, weder mit mir, noch mit sonst wem.“ Ein sehr bedenklicher Umstand für die Entwicklung eines Charakters! — Der erste Unterricht wurde ihm spielend beigebracht; den Ernst der Schule sollte er so wenig kennen lernen, als den Ernst des Lebens. Seine Lectüre waren Empfindungsschriften: außer einer „gereinigten“ Bibel die Werke der Frau von Genlis, von Berquin (dem französischen Gefner), Bruchstücke aus Fenelon und Bernardin de St. Pierre, das befreite Jerusalem, Racine und einige Tragödien von Voltaire, namentlich *Merope* — alles Schriften, die ganz geeignet waren, einen Knaben von ohnehin vorwiegend contemplativer Anlage vollständig zu demoralisiren, weil sie ihn zum weichen, gegenstandlosen Empfindeln, zur fortwährenden Selbstschauung und daher zur Unwahrheit verleiteten. Dem kleinen Pythagoreer wurde

sogar Abscheu vor Fleischspeisen eingeßößt, und er versichert, sich bis zum 12. Jahr nur von Früchten genährt, und auch noch jetzt, obgleich er sich den Gewohnheiten der Welt gefügt, dennoch die Ueberzeugung bewahrt zu haben, daß der Mord der Thiere etwas Unmoralisches sei.

Die Mutter war eine von jenen „schönen Seelen,“ wie sie die Reaction gegen den Geist der Aufklärung, namentlich in den höhern Ständen, die Muße hatten, sich mit dem Zustand ihrer Seelen gründlicher zu beschäftigen, nicht selten hervorgebracht hat. Sie hat in fortlaufenden Tagebüchern ihren geheimen Umgang mit Gott aufgezeichnet. Von diesen Tagebüchern hat ihr Sohn 15—20 Bände aufbewahrt. Sie war eine von jenen Frauen, die nicht von der Höhe ihres Geistes, sondern von der Höhe ihrer Seele auf die prosaische Welt herabblicken. Der Ghemann, der überhaupt in den „Confidences“ kaum erwähnt wird, scheint diese Seele mit resignirter Verehrung angebetet zu haben, wie es einem Soldaten in Pension ziemt, dessen Gesichtskreis nicht weit über den Horizont seiner Uniform herausgegangen ist. Alle ihre Gedanken und Reden bezogen sich auf Gott, den guten Gott, dem man alles mögliche Schöne und Liebenswürdige zuschreiben kann. Eine Stunde des Tages, und eine bestimmte Allee im Garten, die den Profanen sich verschloß, war diesem intimen Umgang mit dem Schöpfer geweiht. „Was Gott zu dieser Seele sprach, weiß Gott allein; was sie aber zu Gott sagte, war theils salbungsvolle Reue über die leichten Fehler, die sie in der Ausübung ihrer Tagesspflichten begangen, zarte Vorwürfe, die sie sich selber machte, um sich aufzumuntern, der göttlichen Gnade ihrer Lage immer besser zu entsprechen; theils leidenschaftliche Dankfagungen für das kleine Glück, das ihr die Vorsehung zu Theil werden ließ; theils einige entzückende Betrachtungen über die Größe des Firmaments, das Heer der Sterne, die Schönheit der Jahreszeit, den Bau der Blumen, der Insekten u. s. w. Alles das in ihrem Herzen aufbewahrt wie die Erstlinge auf einem Altar, und entzündet vom Feuer des jungen Enthusiasmus, der sich in Blicken, Worten, Gesten ausdrückt, und den so die Blumen und die Sterne vernehmen.“ Sogar der Gang und die Haltung, in welcher sie diese Andacht ausübte, hatte etwas Imponirendes. Diese Andacht, die zu ihrer Natur gehörte, wie die Poesie, suchte sie ihren Kindern einzufößen, sie hielt sie zu jeder Tageszeit zum Gebet und zum Ausdruck ihrer Empfindungen an, namentlich bei schönem Wetter, um ihnen die Pflicht angenehm zu machen. Abends wurde den versammelten Domestiken aus einem Andachtsbuch vorgelesen.

Neun Jahre alt, wurde Lamartine in die Dorfschule zu Bussières geschickt. Der Vikar, der den Unterricht ertheilte, Abbé Dumont, hatte in den Tagen der Revolution mit der Tochter eines geächteten Edelmannes eine romantische Liebesgeschichte gehabt, und war nicht eben geneigt, sich um den Knaben viel zu kümmern. In spätern Jahren wurde er mit Lamartine näher bekannt, und gab ihm die Idee zu seinem Jocelyn. Was er ihm vorläufig an Bildung mittheilte, war

nicht in dem religiösen Sinn seiner Mutter. Raynal, Voltaire, Rousseau waren seine Hauptlectüre. Aber er war Royalist, wie dieses ganze Geschlecht, dessen Doctrinen die Revolution befriedigt, dessen Lage sie aber gestört hatte. Der religiöse Indifferentismus Lamartine's, den die sentimentale christliche Tünche nur schwach überdeckte, und der immer eine Unsicherheit der religiös-sittlichen Basis bezeichnet, hing mit dieser doppelten Richtung zusammen. Sein Christenthum war in den Tapeten und Laubgängen seines väterlichen Schlosses; in seinem Geist hatte es keine Stätte.

Dies idyllisch freie Leben mußte endlich aufhören. Er wurde in eine Erziehungsanstalt zu Lyon gebracht, die einigen Ruf hatte. Die Disciplin und der ernsthafte Unterricht fremder Lehrer war ihm zuwider, in den Muthwillen und die kleinen Reibungen der Mitschüler konnte er sich, bisher an die Verehrung gewöhnt, die ein Dorfknabe dem Junker nie versagen wird, nicht finden. Er entlief, und wurde nach einigen Umständen in die Jesuitenschule zu Belley gebracht, an der Grenze von Savoyen. „Dieses Collegium stach sehr günstig gegen die Tambourerziehung in den kaiserlichen Lyceen ab, wo Bonaparte die Gedanken von ganz Frankreich in Uniform stecken und die Nation an's Commando gewöhnen wollte. Die adeligen Familien, die ihm abhold waren, schickten aus Frankreich, Savoyen, Deutschland und Polen ihre Söhne in diese aufblühende Anstalt. 300 Knaben aus allen Gegenden empfangen dort eine ebenso fromme als liberale Erziehung.“ „So lange der Geist des Jahrhunderts sich nicht zu einem religiösen Glauben gestaltet, der die Seele mit sich fortreißt, werden die weltlichen Erziehungsanstalten vergebens mit den geistlichen wetteifern. Kein Budget reicht hin, im Kauf der Seelen ein Korn des Glaubens zu überbieten.“ „Ich erkannte bald den Werth eines Unterrichts, der im Namen Gottes mit religiöser Hingebung erteilt wird. Ich fand Gott wieder, die Reinheit, das Gebet, die christliche Liebe, eine sanfte väterliche Aufsicht, den wohlwollenden Ton der Familie. Gern beugte ich mich unter ein Joch, das vortreffliche Lehrer uns sanft und leicht zu machen wußten. Ihre Kunst bestand darin, uns für den Erfolg des Hauses zu interessiren, und uns durch unseren eigenen Enthusiasmus zu leiten. Unsere Seelen fanden ihre Schwingen wieder, und erhoben sich im natürlichen Flug dem Guten und Schönen entgegen; das religiöse Gefühl wurde uns liebenswürdig und die Liebe Gottes unsere Leidenschaft. Die Frömmigkeit wurde der Hebel meiner Arbeit. Ich schloß innige Freundschaft mit Knaben, die ebenso rein und ebenso glücklich waren, als ich.“ „Meine schwärmerische Neigung zur Natur vermählte sich in meiner Seele mit himmlischen Gedanken und Visionen. Eine sanfte Melancholie warf auf meine natürliche Heiterkeit einen Schleier, und gab meinen Gedanken wie meiner Stimme einen ernsteren Accent. Meine Eindrücke wurden so stark, daß sie schmerzlich wurden. Diese unbestimmte Traurigkeit, welche alle irdische Dinge in mir erregten, wandte meine Seele dem Unendlichen zu. Die häufigen Gebete, die Betrachtun-

gen, die Weihen, die häufig wiederholten Ceremonien, gehoben durch die Pracht der Altäre, der Kleidungen, der Gesänge der Weihrauch, die Blumen, übten auf unsere kindliche Entwicklungsstufe eine sinnliche Wirkung aus, wie der religiöse Rausch im Orient. Die Geistlichen übten diese Andacht aus der vollen Gluth ihres Glaubens. Ihre Sanftmuth flöste mir wieder das Gefühl meiner Pflicht ein, die Gemeinschaft Gottes, die Lust der Meditationen und Gebete, die Gewohnheit der innern Sammlung, und die Extase in der Anbetung, die nur mit der ersten Liebe verglichen werden kann. — „Jetzt wird der Spiegel wieder vorgesucht. „Meine Physiognomie wurde durch diese Empfindungen entwickelt. An Stelle der kindlichen Flüchtigkeit trat ein milder und sanfter Ernst, die nachdenkliche Sammlung des Blickes und der Züge, welche dem Gesicht Sinn und Einheit gibt. Ich sah aus wie eine Statue der Jugend, die man einen Augenblick vom Altar nimmt, um sie jungen Leuten als Muster vorzuhalten. Meine Spielkameraden näherten sich mir mit einer gewissen Ehrfurcht, und liebten mich mit Ehen.“

„Meine glücklichsten Stunden waren Abends, wenn ich mich dem Spiel entzog, und durch eine geheime Pforte in die Kirche eintrat. Ich versteckte mich hinter einen Pfeiler, hüllte mich in meinen Mantel, stützte meine Stirn an den kalten Marmor einer Balustrade, versenkte mich in eine stumme, aber unverflegliche Anbetung, und fühlte nicht mehr die Erde unter meinen Knien; mein Wesen war in Gott aufgegangen, wie das Atom, von der Sonne angezogen, sich in der wogenden Atmosphäre verliert, durchsichtig wie der Aether, flüchtig wie die Luft, leuchtend wie das Licht.“ —

Diese Darstellung bedarf eigentlich keines Commentars. Das Wesen, zu welchem die Jesuiten ihre Zöglinge heranbildeten, war liebenswürdige Lüge. Die große Achtung, mit der sämtliche Franzosen der höhern Klasse von diesen Anstalten sprechen, ist charakteristisch für die Nation. In England sind die Schulen ein beständiger Kampf übermüthiger Freiheit gegen unverstellte Disciplin, die noch gegen den 14jährigen Knaben die Peitsche anwendet. Der Schwache leidet in diesem unerbittlichen Guerillakrieg, für die kräftige Anlage sind die Streiche, die man den Lehrern spielt, ebenso bildend, als der Unterricht selbst, dessen Gründlichkeit durch dergleichen homerische Episoden nicht leidet.

Nach drei Jahren (Winter 1805) kehrte Lamartine zu seiner Familie zurück. Er erhielt jetzt, als junger Mann, ein eigenes Zimmer, eine Uhr, ein Reitpferd und ein Gewehr, und bemächtigte sich der Schätze einer Leihbibliothek. Die schlüpfrigen Romane der Kaiserzeit konnten seine zartgestimmte Seele nur abschrecken, um so begieriger sog er das süße Gift jener ätherischen Sinnlichkeit ein, die in sentimentalen Liebesgeschichten das junge Herz zu träumerischem Müßiggang verleitet. Frau v. Stael, Me. Cottin, Frau v. Flahault, Richardson, der Abbé Prevost (Verfasser von Manon Lescaut) und unser deutsche Lafontaine wurden

seine Lieblingslectüre, unter den Dichtern Tasso, Dante, Petrarca, Milton, Chateaubriand, über alle hinaus aber trat Ossian, der Dichter des Nebels, der Ruinen und der sentimentalen Gespenster. Baouv-Lorian hatte ihn damals übersezt, und ganz Frankreich schwärmte für ihn. Die jungen Mädchen begleiteten ihre abreisenden und empfingen ihre wiederkehrenden Anbeter mit den Romanzen von Morven. Das Zwielficht dieser selbstgefälligen Melancholie reizte die junge Einbildungskraft des sechzehnjährigen Schülers, der bei den Jesuiten trefflich gelernt hatte, im Unbestimmten und Grenzenlosen zu verschwimmen. Er steckte die kleine Handausgabe in die Tasche, wenn er auf die Jagd ging, las sie laut zum Bellen der Hunde, und „benetzte das Schneefeld mit heißen Thränen.“ Er kam sich vor wie eines jener verliebten, klagenden Gespenster, das mit Harfenbegleitung weint.

Das allgemeine Liebesgefühl sehnte sich nach einem Gegenstand. Ein sechzehnjähriges Mädchen in der Nachbarschaft, das sich in einer Pariser Pension an Gedichten und Romanen zu erbauen gelernt hatte, entsprach allen Anforderungen. Man las ihr den Ossian vor, weinte mit ihr in zärtlicher Sympathie unter dunklen Tannenzweigen, machte sie auf Regenbogen und romantische Aussichten aufmerksam, sammelte ihr Blumen und Kräuter, die man in ein Exemplar des Macphersonschen Urdichters einpreßte, beschäftigte sie mit einer schüchternen Blumensprache, beschenkte sie mit verliebten Alexandrinern, und kam zuletzt auf den Einfall, bei nachtschlafender Zeit über den Gartenzaun zu klettern, zu einem platonischen Stelldichein. Die beiden Liebenden saßen auf einer Steinbank, und wußten nicht recht, was sie mit einander anfangen sollten. „O Lucy! begann endlich Fingal, wie malerisch fällt der Mondschein auf den gefrorenen Bach und den Schnee im Thal! Welches Glück, diese Aussicht mit Ihnen betrachten zu können!“ „Ja, seufzte sie, alles verschönert sich durch die Gemeinschaft mit einem Freunde, der die Bewunderung für Aussichten theilt.“ — Ein Hund, der die Liebenden anbellte, störte das Rendezvous und machte der ganzen Geschichte ein Ende.

Zur weitem Ausbildung wurde Lamartine nach Paris geschickt, wo er drei Jahre blieb (bis 1808). „Ich lebte in allen Unordnungen und Ausschweifungen einer müßigen Jugend. Es waren Jahre, die dem spätern Alter nur Demüthigung und Reue zurücklassen, deren Gedächtniß man von sich fern hält, wie einen bitteren Nachgeschmack, welcher den Lippen weh thut.“

Nach Ablauf derselben reiste er mit einer anverwandten Familie nach Livorno. Er verfehlte nicht, zum Gruß Italiens das Lied der Mignon und Reminiscenzen aus der Corinna anzustimmen. Anstatt von Livorno mit seinen Freunden zurückzukehren, reiste er heimlich nach Rom. Der Sänger David und seine Nichte Camilla, die ihm zuerst in männlicher Tracht begegnete, machten ihn mit den Altherümern der Stadt bekannt. Nach ihrer Abreise mietete er sich den Winter über

bei einem alten Maler ein. Der alte Maler hatte einen Bruder, eine Art Volks-tribun, dessen republikanischer Haß gegen Bonaparte mit dem legitimistischen des jungen Lamartine glücklich correspondirte. Er fing nun an, sich für Alfieri und Monti zu begeistern, und die republikanischen Träume des jungen Italien für das angemessene Ideal einer strebsamen Jugend anzusehn. „Wie oft vergossen wir bittere Thränen über das Loos dieser Welt, die allen Tyrannen preisgegeben ist! wo die Philosophie und die Freiheit nur auf einen Augenblick aufblühten, um gleich darauf überall verrathen, verkauft, mit Füßen getreten zu werden! Was für leise Flüche quollen aus unserer Brust gegen diesen Tyrannen des menschlichen Geistes, gegen diesen gekrönten Soldaten, der sich nur in die Revolution tauchte, um aus ihr die Kraft zu schöpfen, sie zu zerstören, und die Völker von Neuem den alten Vorurtheilen und der alten Knechtschaft preiszugeben! Von dieser Zeit schreibt sich meine Sehnsucht nach der Emancipation des Menschengeschlechts, und mein Haß gegen den Helden des Jahrhunderts, ein Haß, der ebenso von meinem Herzen wie von meinem Verstande gerechtfertigt wurde, den die Zeit gekräftigt hat, trotz der feilen Schmeichler seines Andenkens; ein Haß, mit dem ich mich rühme, gelebt zu haben, und in dem ich zu sterben hoffe.“

In den zerstreuten Studien über Rom empfing Lamartine eine Reihe mächtiger Eindrücke, aber nicht jene Klarheit des Wissens, die ohne Schule nicht gedacht werden kann. Von Rom reiste er nach Neapel, wo er den 1. April 1809 ankam. Die Räuberbanden des Fra Diavolo, welche unter dem Vorwand, den Usurpator Murat zu bekämpfen, die Reisenden ausplünderten, und die französischen Detachements, die alle Wege kreuzten, um sie einzufangen, führten ihn aus seinen antiquarischen Träumen in die Wirklichkeit zurück. Er lebte in Neapel mit einem Jugendfreunde von den Jesuiten her, Almon de Virieu. „Müde der eitlen Bestrebungen des Lebens, ohne sie durchgemacht zu haben, beneideten wir die glücklichen Lazzaroni, die Tags im Meeresstrande schliefen, hin und wieder einen Improvisator anhörten und Abends mit den jungen Mädchen ihres Standes die Tarantella tanzten. Wir kannten ihre Gewohnheiten, ihren Charakter und ihre Sitten viel besser als die der eleganten Welt, in die wir niemals gingen. Dieses Leben gefiel uns und schläferte jene fieberhafte Unruhe der Seele ein, welche die Einbildungskraft junger Leute ohne Frucht abnußt vor der Stunde, wo ihr Schicksal sie zum Handeln oder zum Denken ruft.“

Dieses vagabundirende Treiben führte zu der anmuthigsten Episode seines Lebens. Er lernte eine Fischerfamilie auf der Insel Procida kennen, theilte ihre Beschäftigungen, wohnte ein halbes Jahr lang unter ihrem Dache, las ihnen sentimentale Schriften vor — die Briefe des Jacopo Ortis von Ugo Foscolo, den italienischen Werther mit republikanischer Färbung, und Paul et Virginie von Bernardin de St. Pierre — um die Empfindungen des „Volkes“ zu erproben.

Er fand, daß ihre Herzen für wehmüthige Liebesgeschichten weit empfänglicher sind, als für politischen Welt Schmerz. Neben diesen Studien und dem Fischfang knüpfte er ein Liebesverhältniß mit der schönen Fischerstochter Graziella an. Es konnte nicht ewig dauern; ein ernster Brief der Mutter rief ihn (Mai 1810) ins Vaterhaus zurück, das gute Mädchen starb vor Kummer und Sehnsucht, und er feierte ihren Tod in einem blumenreichen Gedicht: die erste Reue. „So süßte ich durch diese geschriebenen Thränen die Härte und Undankbarkeit meines neunzehnjährigen Herzens. Ich kann diese Verse nicht lesen, ohne noch einmal von diesem lieblichen Bild zu träumen, welches auf den durchsichtigen und klagenden Wogen des Golf von Neapel schaukelt, und ohne mich selbst zu hassen. Aber die Seelen verzeihen da oben. Die ibrige hat mir vergeben. Vergebt auch ihr! ich habe geweint.“

Trotz dieser banalen Redensarten ist die Geschichte von Graziella das liebste Idyll, welches Lamartine gedichtet hat.

Nach dem Einzug des Königs trat Lamartine, wie alle jungen Leute aus der legitimistischen Familien, in die Garde ein. Die 100 Tage waren seine erste politische Enttäuschung, sein erster Zweifel an der Macht der öffentlichen Meinung. Als Marmont's Corps, dem er angehörte, sich dem Kaiser angeschlossen, warf er sich mit andern Royalisten nach Béthune. Es mußte sich nach einigen Tagen ergeben, und Lamartine wurde in seine Heimath entlassen. Aber die Conscriptio nen begannen außs Reue, und um ihnen zu entgehen, um nicht zum Dienst des Usurpators gepreßt zu werden, flüchtete er nach der Schweiz. Eine verarmte royalistische Familie, de Vincy, nahm ihn gastlich auf, der Haß gegen Bonaparte bildete das verwandtschaftliche Band. Mit Frau von Stael, die in der Nähe zu Coppet lebte, konnte er trotz seines heißen Wunsches keine Verbindung anknüpfen, weil seine Beschützer, denen sie zu liberal war, ihrem Umgang auswichen. Doch hatte er einmal Gelegenheit, sie in einer rasch vorüberbrausenden Equipage zu bewundern. Er las den Gastfreunden seine politischen, landschaftlichen und verliebten Gedichte vor, und wurde zum erstenmal als schaffender Künstler verehrt. Endlich verließ er sie, um ihnen nicht zur Last zu fallen. Er trug sich mit abenteuerlichen Plänen herum, er wollte sich als Hofmeister einer russischen Familie anschließen, mit seinen Zöglingen die Krim, das Land der Tscherkessen und Persien bereisen, um die Poesie, die Mysterien und die Abenteuer des Orients zu genießen, die seine junge Phantasie mit aller Gluth eines halbgebildeten Liebhabers ausmalte. Aber die Rückkehr des Königs ließ ihn diesen Plan aufgeben.

Er kehrte in seine militärische Stellung nach Paris zurück. Sein hauptsächlichster Umgang war sein Freund Aymon de Virieu, eine skeptische Natur, die zu der geistigen Entwicklung Lamartine's in einem ähnlichen Verhältniß gestanden zu haben scheint, wie Merck zu Göthe. Er ergänzte die Empfindungen und

Träume des Dichters durch Ideen, durch Kritik, durch große wissenschaftliche Bildung. Er hat nie etwas geschrieben, weil er sich in seinen Vorstudien nie genügt. Wie alle strebsam gewissenhafte Geister ohne Gestaltungskraft, war er ein großer Verehrer von Montaigne. Mit Recht bekämpfte Lamartine diese Vorliebe. Denn der Zweifel, der sich genügt, macht den Geist unfruchtbar. An Nichts glauben, führt zum Nichtsthun. Die Philosophie, die mit allen Dingen tändelt, ist ruchlos. Die Welt ist der Mühe werth, sie ernst zu nehmen.

Im Sommer brachte Lamartine regelmäßig einige Monate auf dem Landgut seines Freundes im Dauphiné, bei der geistreichen Schwester desselben zu. Eine Reihe seiner poetischen Meditationen sind aus diesem Umgang entsprungen.

Wie Lamartine, trat Virieu später in die diplomatische Carrière ein. Aber er wurde der Welt früher müde, und zog sich in die einsame Beschaulichkeit seines Landgutes zurück.

Ein zweiter Freund, dessen Umgang wesentlich auf seine Bildung einwirkte, war Louis de Vignet. Er hatte mit ihm bei den Jesuiten studirt, aber Vignet's männliche Natur hatte dem sanften Zwang des Ordens Widerstand geleistet. Er galt unter den frommen Schülern als eine Art Dämon. Eine Alpenreise, die Lamartine unternahm, nachdem er seinen Dienst definitiv aufgegeben, und sich wieder nach Milly zurückgezogen hatte, führte ihn auf das kleine Gut seines Freundes. Bei ihm lernte er zum ersten Mal in seinem Leben zwei originelle Menschen kennen, zwei Grafen de Maistre, Verwandte seines Freundes, der Eine Oberst außer Dienst, der Andere Canonikus in Savoyen. Sie hatten ihre Zeit gründlich studirt, und wußten sie auf das Trefflichste zu ironisiren. Der Canonikus führte neben seinen Predigten ein Register von närrischen Anekdoten, und führte mit Frau von Staël, über deren Enthusiasmus er sich gern lustig machte, einen ebenso lebhaften als bizarren Briefwechsel. Später lernte er auch die beiden berühmten Brüder, Xaver und Joseph de Maistre, kennen, die sich damals in Rußland aufhielten, ebenso excentrisch, paradox und geistvoll als Jene.

„Dieser Umgang war mir sehr nützlich. Er befreite mich von jener Unteroffizierphilosophie und von jener verweichlichten Literatur, die damals in Frankreich herrschte. Er zeigte mir ursprüngliche Naturen an Stelle jener verwischten Copien, die damals in Paris die Gesellschaften ausmachten. Er verpflanzte mich in eine neue, originelle Welt, deren Typus mir bis dahin unbekannt geblieben war.“ Es wurden gegenseitig Gedichte vorgelesen und kritisirt, und Entwürfe einer republikanischen Theokratie ausgedacht.

— „Es folgen zwei Jahre, von denen ich nur Unregelmäßigkeiten, Fehler und Unheil berichten könnte. Das Spiel war meine hauptsächlichste Beschäftigung. Ich gewann und verlor wechselsweise beträchtliche Summen, zu Mailand, zu Paris, zu Neapel. Meine Mutter kam endlich, mich in das Vaterhaus zurückzuführen, das durch unerwartete Unglücksfälle beinahe ruinirt war.

„Ich lebte damals — wenn man das Leben nennen kann — wie in einer halbdunkeln Winterdämmerung. Bevor ich gelebt hatte, war ich müde zu leben. Ich zog mich gleichsam aus der Existenz in eine innere Sammlung ohne Illusionen zurück, in diese Einsamkeit des Herzens, welche alle Freuden der Weltbewegung abschneidet: eine Art von anticipirter Gewissenhaftigkeit, unter deren kalter Hülle neue, heißere Stürme sich entwickeln.“

Lamartine lebte auf seinem Schlosse einen Sommer lang allein. Die ganze Familie war auf Reisen nach allen Richtungen hin zerstreut. Eine alte Magd, ein Hund und ein Pferd waren seine einzigen Gefährten. Das Haus war verfallen genug, um seiner Stimmung zu entsprechen. Er bewegte sich in einem unruhigen Müßiggang; von seinem Zimmer ging er in den leeren Ahnensaal, wo er träumte, aus dem Saale in den Stall, wo er sein Pferd fütterte, aus dem Stalle in den Garten, wo er die Erbsen begoß, aus dem Garten auf den Berg, wo er das Fallen der Herbstblätter betrachtete. Er war in seiner Entnuthigung soweit gekommen, daß es ihm eine Art bitteren Vergnügens machte, auf der Eitelkeit aller Gedanken und Empfindungen zu verweilen.

Er fand endlich einen Gefährten seiner Einsamkeit in dem Abbé Dumont, seinem ersten Lehrer, der ein ähnliches melancholisch-verwildertes Leben führte. Sie begegneten sich häufig auf ihren Spaziergängen, und fingen endlich an, sich gegenseitig zu besuchen. Zuletzt kam Lamartine allabendlich in die einsame Pfarrwohnung, half dem Abbé in seinen ländlichen Beschäftigungen, und disputirte mit ihm über die Ungerechtigkeit des Schicksals, das Gölle des Ehrgeizes, die Veränderlichkeit und die Ungewißheit der menschlichen Ideen u. dgl. Als Belege wurden dann hin und wieder philosophische Schriften aufgeschlagen, zuletzt im Zusammenhang gelesen. Man schwärmte für die Republik und gegen die Jakobiner, für die Restauration als das Ende der kaiserlichen Tyrannei, und gegen den schlechten Hof. Lamartine suchte umsonst seinen philosophischen Freund durch die neu-modisch religiösen Werke eines Chateaubriand, Bonald, Laménais, Freyssinous zu bekehren, obgleich der stylistische Werth derselben seine Wirkung nicht verfehlte. Lamartine suchte sich durch angestrenzte Phantasien zum Glauben seiner Kindheit zurück zu reflectiren, um doch etwas Positives zu haben, bis er zuletzt ernstlich krank wurde, und der Arzt, um ihn seiner Einsamkeit zu entreißen, ihm die Bäder von Aix in Savoyen verordnete. Mit 25 Louisdor, die er von einem weitläufigen Verwandten entlehnt, reiste er nach Chambery ab.

Wir kommen jetzt auf seine eigentlich praktische Laufbahn, die wir in einem der nächsten Hefte zu verfolgen gedenken.